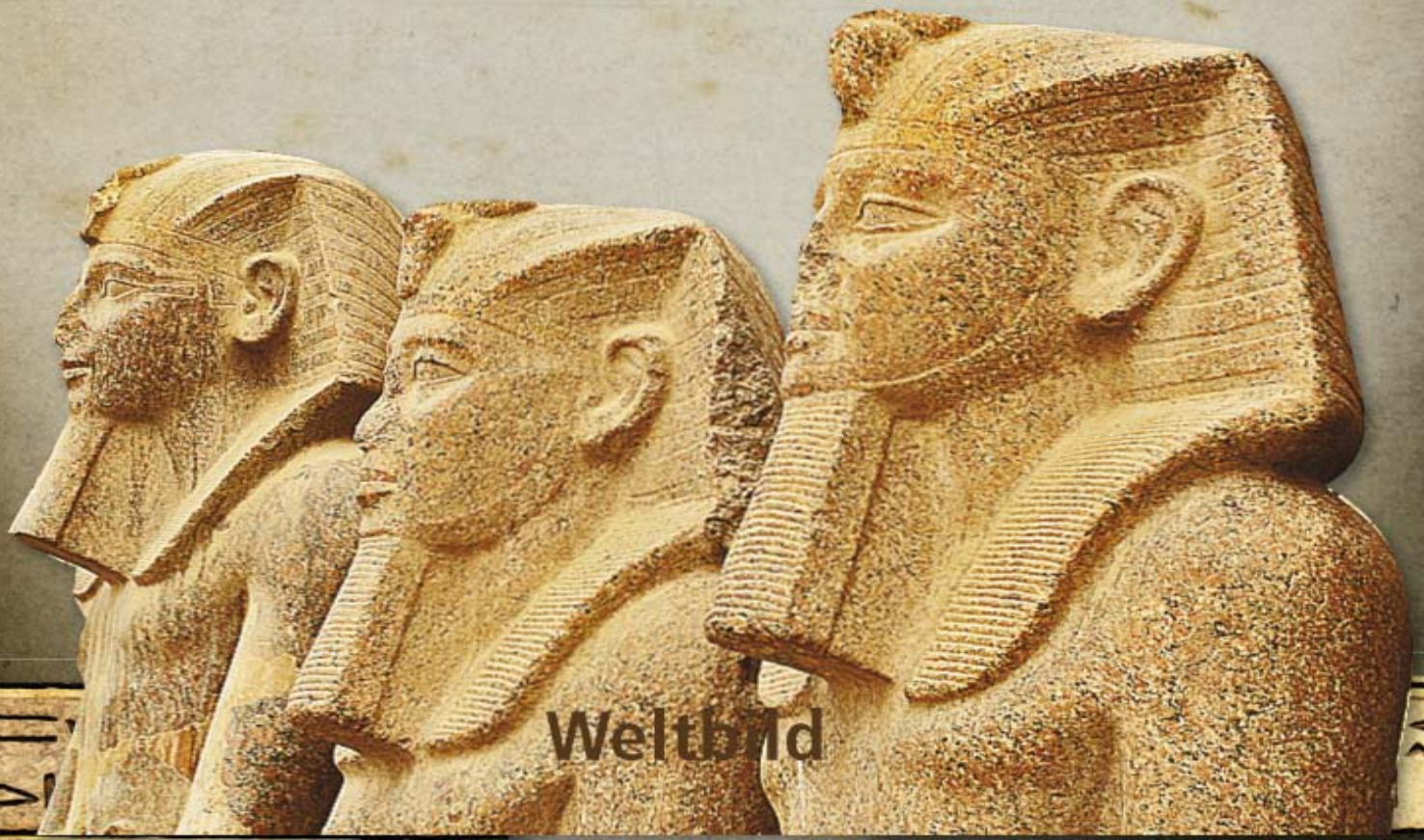




ELIZABETH PETERS

Die Hüter von Luxor

— *decorative flourish* —
**DER NEUNTE FALL
FÜR AMELIA PEABODY**



Weltbild

Ägypten 1907. Amelia Peabody begleitet ihren Mann Emerson zu eher unspektakulären Ausgrabungen ins Tal der Könige. Sie stellt sich bereits auf einige langweilige Wochen ein, doch dann überstürzen sich die Ereignisse: Amelias Sohn Ramses und dessen Freunde erstein in Kairo Teile des berühmten »Buch des Todes«, einer Sammlung von Sprüchen und Gebeten, die die Gefahren der Unterwelt bannen sollen. Ein tödliches Abenteuer für Amelia und ihre Familie beginnt, denn es gibt einige skrupellose Grabräuber, die in den Besitz des Buches kommen wollen – um jeden Preis.

Erneut ein atemberaubender Ägypten-Roman um die clevere Amelia Peabody.

Amelia-Peabody-Reihe (chronologisch)

Im Schatten des Todes
Der Fluch des Pharaonengrabes
Der Mumienschrein
Im Tal der Sphinx
Der Sarg des Pharaos
Verloren in der Wüstenstadt
Die Schlange, das Krokodil und der Tod
Der Ring der Pharaonin
Ein Rätsel für Ramses
Die Hüter von Luxor
Der Fluch des Falken
Der Donner des Ra
Der Herr der Schweigenden
Die goldene Göttin
Der Herr des Sturms
Wächter des Himmels
Die Schlangenkronen
Das Königsgrab
Tod auf dem Tempelberg

Elizabeth Peters

Die Hüter von Luxor

Roman

Aus dem Amerikanischen von Beate Darius

Weltbild

Die Autorin

Elizabeth Peters wuchs in Illinois auf und promovierte in Ägyptologie am bekannten Institut für Orientalistik an der University of Chicago. Sie gewann alle wichtigen Krimipreise in den USA, unter anderem den Edgar Award. Sie lebt in einem alten Bauernhaus im Westen von Maryland.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel The Ape who guards the Balance bei Avon Books, Inc., New York

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Elizabeth Peters

Published by Arrangement with Barbara G. Mertz Revocable Trust

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Beate Darius

Copyright der deutschen Übersetzung © 1999 by Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München. Erschienen im

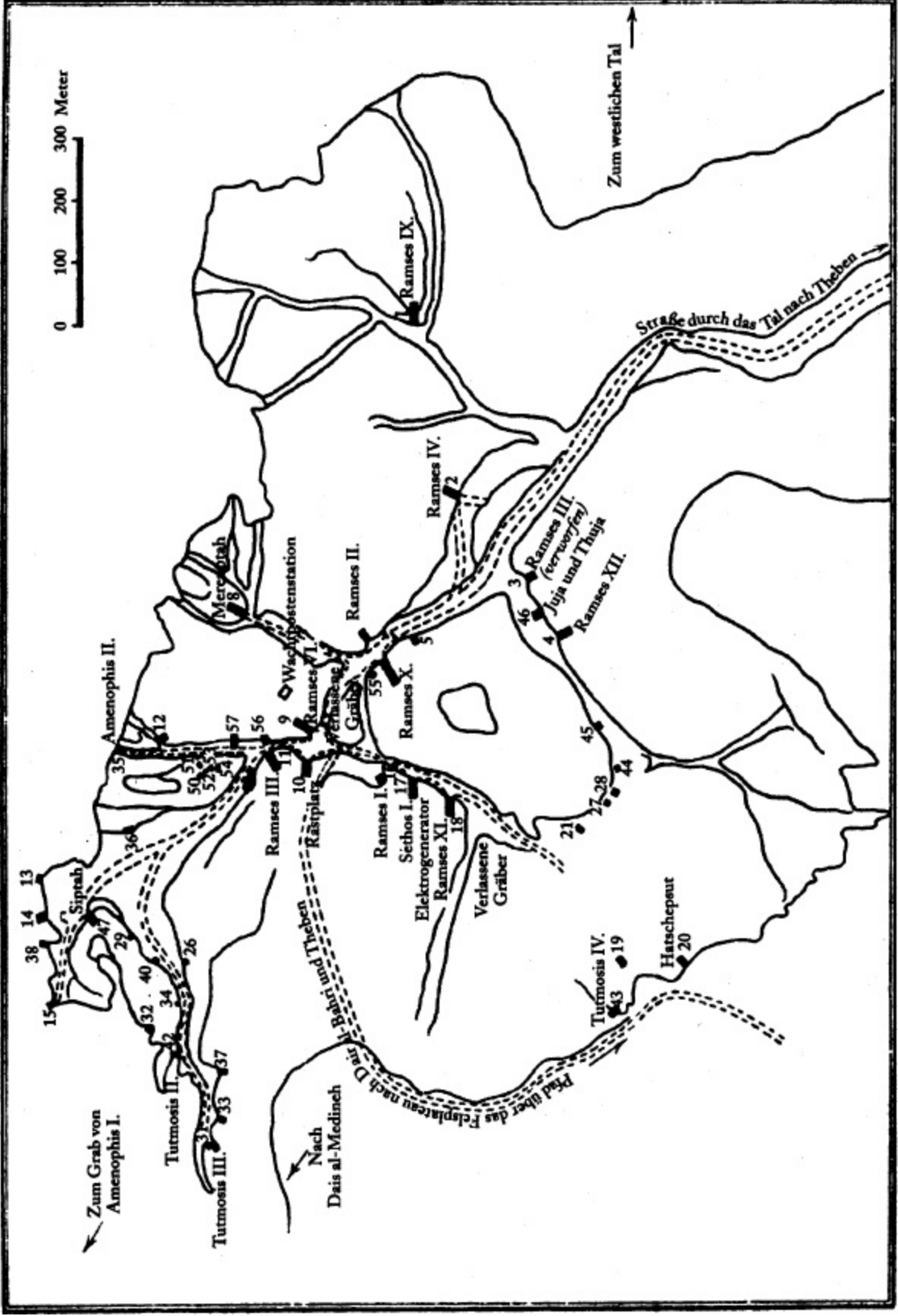
Imprint Ullstein Taschenbuch Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-364-0



Kartenskizze der Grabstätten im Tal der Könige, 1907

Für Joshua Gabriel Roland Brown Mertz

20. Dezember 1997

In Liebe, Ammie

Vorwort

Die aufmerksamen Beobachter des Lebens und Wirkens von Mrs. Amelia P. Emerson werden erfreut sein über die Tatsache, daß die unermüdlichen Nachforschungen der derzeitigen Herausgeberin hinsichtlich der vor kurzem entdeckten Sammlung von Emerson-Papieren weitere Früchte getragen haben. Verschiedene Auszüge aus Manuskript H befanden sich bereits in dem kürzlich erschienenen Band der Tagebuchaufzeichnungen von Mrs. Emerson, denen in der vorliegenden Publikation weitere folgen werden. Der Urheber dieses Manuskriptes ist eindeutig erwiesen; es wurde von »Ramses« Emerson verfaßt. Die in unterschiedlichen Handschriften vorgenommenen Ergänzungen lassen jedoch die Durchsicht und Kommentierung durch weitere Familienmitglieder vermuten. Die in dem vorliegenden Band mit »B« gekennzeichneten Briefe stammen aus der Feder von Nefret Forth. Da ihr Empfänger lediglich mit »Liebster« oder »Schatz« angesprochen wird, hatte die Herausgeberin ursprünglich gewisse Zweifel an der Identität dieser Person. Sie hat beschlossen, auch den werten Leser darüber im unklaren zu belassen. Um es mit den Worten von Mrs. Emerson zu umschreiben: Die Spekulation ist das Salz in der Suppe.

Zeitungsausschnitte und diverse andere Briefe sind in einer weiteren Kategorie (F) katalogisiert.

Die derzeitige Herausgeberin fühlt sich zu ihrem eigenen Schutz zu dem Hinweis verpflichtet, daß die eigentlichen Aufzeichnungen eine Vielzahl von Ungereimtheiten beinhalten. Mrs. Emerson begann ihre Eintragungen als privates Tagebuch. Zu einem späteren Zeitpunkt entschied sie sich für die Veröffentlichung, fuhr jedoch in der (für sie charakteristischen) sprunghaften und zeitlich ungenauen Dokumentierung fort. Ihre sogenannte Methodik erklärt die Abweichungen, Fehler und Widersprüchlichkeiten des ursprünglichen Textes. Nichtsdestoweniger hofft die Herausgeberin, eine schlüssige, vollständig kommentierte Ausgabe vorzulegen, in der diese textlichen Besonderheiten aufgeklärt werden.

Von besonderem Interesse für Ägyptologen dürfte Mrs. Emersons Beschreibung der Entdeckung von KV55 sein, wie die von Ayrton im Januar 1907 lokalisierte Grabstätte heute bezeichnet wird. Da kein entsprechender Ausgrabungsbericht existiert und die Aussagen der Beteiligten in vielfacher Hinsicht voneinander abweichen, muß deren Stichhaltigkeit angezweifelt werden. In diesem Zusammenhang überrascht es kaum, daß Professor Emerson sowie seine Mitarbeiter mit keinem Wort erwähnt werden. Mrs. Emersons sicherlich nicht ganz unvoreingenommene Version beweist, daß die damaligen Exkavatoren die Ratschläge und Hilfsangebote des Professors einhellig ablehnten. Weil ihr Mrs. Emersons Hang zur Subjektivität hinlänglich bekannt ist, hat sich die Herausgeberin der Mühe unterzogen, deren Version mit anderen abzugleichen. In diesem Zusammenhang ist sie Jim und Susan Allen vom Metropolitan Museum of Art zu Dank verpflichtet, die ihr das nicht veröffentlichte Tagebuchmanuskript von Mrs. Andrews zur Verfügung stellten; des weiteren Dennis Forbes, dem Herausgeber der KMT, für die

Erlaubnis, das dem KV55 in seinem neuen Buch Gräber, Schätze, Mumien gewidmete Kapitel vorab lesen zu dürfen; Mr. John Larson vom Orient-Institut für die erschöpfende Beantwortung unzähliger Fragen hinsichtlich Theodore Davis und der Aufbewahrungsgefäße und Linda Pinch Brock, einer weiteren Exkavatorin des KV55, für ihre Bereitschaft zu einem gemeinsamen Besuch dieser Stätte sowie einem umfassenden Gespräch.

Im Zusammenhang mit dieser Grabstätte hat die Herausgeberin praktisch jede Publikation gelesen. Auf Anfrage kann der werte Leser die (überaus beeindruckende) Bibliographie beziehen. Die Herausgeberin ist zu dem Schluß gelangt, daß die Dokumentierung von Mrs. Emerson die exakteste ist und daß sie, wie immer, recht hatte.

DEN MUND DER TOTEN ÖFFNEN

Gewähret mir das Wort.
Laßt Ptah meinen Mund mit dem
Eisenwerkzeug öffnen,
mit dem er die Zungen der Götter löst.

Kapitel 1

Ich stach gerade eine weitere Hutnadel in meine Kopfbedeckung, als sich die Tür zur Bibliothek öffnete und Emerson seinen Kopf hinaussteckte.

»Da ist eine Sache, in der ich gern deinen Rat wüßte, Peabody«, setzte er an.

Offensichtlich hatte er an seinem Buch gearbeitet, denn seine dichten schwarzen Locken waren zerzaust, seine obersten Hemdknöpfe geöffnet und die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempt. Emerson behauptet, daß Kragen, Knöpfe und Krawatten seine Denkprozesse behindern. Mag sein. Und ich wäre die letzte, die etwas dagegen einzuwenden hätte, da der durchtrainierte Körper und die gebräunte Haut meines Mannes in diesem Aufzug am besten zur Geltung kommen. In diesem Fall sah ich mich allerdings gezwungen, meine diesbezüglichen Gefühle bei Emersons Anblick zu unterdrücken, da Gargery, unser Butler, anwesend war.

»Bitte, halte mich jetzt nicht auf, mein lieber Emerson«, erwiderte ich. »Ich bin im Begriff, mich am Zaun von Downing Street Nr. 10 anzuketten, und ich bin bereits spät dran.«

»Dich anketten«, wiederholte Emerson. »Darf ich fragen, warum?«

»Es war meine Idee«, erklärte ich in der mir eigenen Bescheidenheit. »Während einiger früherer Demonstrationen haben tatkräftige Polizisten die Frauenrechtlerinnen einfach weggetragen und die Veranstaltung damit effektiv beendet. Wenn die Damen allerdings an einem massiven Gegenstand wie einem Eisenzaun festgemacht sind, wird ihnen das nicht mehr so leicht gelingen.«

»Verstehe.« Er riß die Tür auf und trat auf mich zu. »Möchtest du, daß ich dich begleite, Peabody? Ich könnte dich mit dem Automobil hinfahren.«

Schwer zu sagen, was mich mehr entsetzte – der Vorschlag, daß er mich begleitete, oder die Vorstellung, ihn am Steuer eines solchen Vehikels zu erleben.

Jahrelang schon hatte Emerson eine dieser Höllenmaschinen kaufen wollen, doch bis zu diesem Sommer hatte ich das mit Vorwänden und Ausflüchten immer wieder zu verhindern gewußt. Ich hatte alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, hatte einen der Stallknechte zum Chauffeur befördert und dafür gesorgt, daß er eine anständige Fahrerausbildung bekam; und ich hatte darauf bestanden, daß die Kinder ebenfalls Fahrstunden nahmen, wenn sie dieses widerliche Ding steuern wollten (was zweifellos außer Frage stand). David und Ramses stellten sich für ihr Alter recht geschickt an, wenn ich auch meine, daß Nefret eindeutig die bessere Fahrerin abgab, was die männlichen Familienmitglieder allerdings schlichtweg verneinten.

Keine dieser sorgfältig überlegten Maßnahmen konnte die befürchteten Auswirkungen verhindern. Natürlich weigerte sich Emerson standhaft, von einem Fahrer oder einem der jüngeren Familienmitglieder chauffiert zu werden. Es dauerte nicht lange, bis die Nachricht hinlänglich bekannt war. Ein Blick auf Emerson, der mit süffisantem Grinsen, die strahlendblauen Augen hinter seiner Schutzbrille versteckt, über dem Steuer hing, reichte, um sämtliche Fußgänger und Autofahrer in Panik zu versetzen. Der Klang der Hupe (die Emerson über alle Maßen schätzte und ständig einsetzte) hatte die gleiche Wirkung wie

die Sirenen der Feuerwehr; wer sich in Hörweite befand, verließ augenblicklich die Straße und suchte gelegentlich sogar Schutz in Hecken und Gräben. Er hatte darauf bestanden, das verfluchte Gefährt mit nach London zu nehmen. Bislang war es uns jedoch gelungen, ihn davon abzuhalten, seine Fahrkünste in der Großstadt unter Beweis zu stellen. In den langen Jahren unserer glücklichen Ehe hatte ich gelernt, daß Ehemänner bei bestimmten Themen merkwürdig sensibel reagieren. Jede Anspielung auf ihre Männlichkeit sollte unter allen Umständen vermieden werden. Aus mir nicht plausiblen Gründen scheint die Fähigkeit, ein Automobil zu steuern, ein solch maskulines Attribut darzustellen. Deshalb suchte ich fieberhaft nach einer anderen Ausrede, um sein Angebot ablehnen zu können.

»Nein, mein lieber Emerson, es wäre keineswegs ratsam, wenn du mitkommst. Erstens liegt noch eine Menge Arbeit bis zur Fertigstellung des ersten Bandes deiner Geschichte des klassischen Ägyptens vor dir. Zweitens hast du, als du mich das letztemal zu einer solchen Veranstaltung begleitetest, zwei Polizisten niedergeschlagen.«

»Und würde es wieder tun, wenn einer von diesen Burschen die Dreistigkeit besäße, dich anzurühren«, entfuhr es Emerson. Wie erwartet lenkte ihn diese Äußerung von seinem Wagen ab. Seine saphirblauen Augen sprühten Blitze, und das Grübchen in dem von ihm selbst als energisch bezeichneten Kinn bebte. »Gütiger Himmel, Peabody, du glaubst doch nicht etwa, daß ich tatenlos zusehe, wie irgendwelche Polizisten meine Ehefrau fortschaffen!«

»Nein, mein Lieber, das tue ich nicht, aber genau deshalb kannst du nicht mitkommen. Sinn und Zweck dieser Unternehmung ist es, daß ICH verhaftet werde – ja, und vermutlich auch fortgeschafft. Solltest DU wegen tätlichen Angriffs auf einen Polizeibeamten festgenommen werden, würde das die Öffentlichkeit vom Kampf um die Gleichberechtigung der Frau ablenken, die die weibliche Welt schließlich anstrebt ...«

»Verflucht, Peabody!« Emerson stampfte mit dem Fuß auf. Gelegentlich überkommen ihn solch kindische Anwandlungen.

»Würdest du bitte aufhören, mich zu unterbrechen, Emerson? Ich wollte gerade ...«

»Du läßt mich nie ausreden!« brüllte Emerson.

Ich wandte mich unserem Butler zu, der wartend an der Tür verharrte. »Meinen Schirm, bitte, Gargery.«

»Selbstverständlich, Madam«, sagte Gargery. Ein Lächeln überzog sein rundliches, freundliches Gesicht. Gargery genießt die kleinen Gefühlsausbrüche zwischen mir und Emerson. »Wenn Sie erlauben, Madam«, fuhr er fort, »dieser Hut steht Ihnen ausgezeichnet.«

Erneut wandte ich mich dem Spiegel zu. Der Hut war neu, und ich war davon überzeugt, daß er mir stand. Auf meinen Wunsch hin hatte man ihn mit dunkelroten Rosen und grünen Blättern aus Seide geschmückt; die tristen, reiferen Ehefrauen zugeordneten Farben passen nicht zu meinem hellen Teint und meinem pechschwarzen Haar, und ich sehe keinerlei Veranlassung für die Unterwerfung gegenüber einer unvorteilhaften Mode. Außerdem ist Rot Emersons Lieblingsfarbe. Als ich die letzte Hutnadel befestigte, tauchte

sein Gesicht neben mir im Spiegel auf. Da er gut und gern 1,80 Meter groß ist und ich um einiges kleiner, mußte er sich hinunterbeugen. Den Vorteil unserer unmittelbaren Nähe (und Gargerys Position im Hintergrund) ausnutzend, tätschelte er mich verstohlen und meinte fröhlich: »So ist es. Nun denn, meine Liebe, viel Spaß. Solltest du zum Tee noch nicht zurück sein, werde ich das Polizeirevier aufsuchen und dich dort rausboxen.« »Komm aber nicht vor sieben«, sagte ich. »Ich hoffe, daß man mich offiziell abführt – vielleicht sogar mit Handschellen.«

Mit gedämpfter Stimme bemerkte Gargery: »Den Kerl möchte ich sehen, dem das gelingt.«

»Ich auch«, sagte mein Gatte.

Es war ein typischer Novembertag in meinem geliebten alten London – naß, kalt und neblig. Wir waren erst vor einer Woche von Kent angereist, da Emerson im Britischen Museum bestimmte Quellen zu Rate ziehen wollte. Unser derzeitiger Aufenthaltsort war Chalfont House, das Stadthaus von Emersons Bruder Walter und dessen Frau Evelyn, die das Anwesen von ihrem Großvater geerbt hatte. Die jüngeren Mitglieder der Familie Emerson zogen ihren Landsitz in Yorkshire vor, doch uns stand Chalfont House jederzeit offen, wenn wir in London weilten.

Obgleich ich das rege, geschäftige Treiben in der Hauptstadt genieße, ist Ägypten mein eigentliches Zuhause, und als ich die ungesunde, mit Kohlenstaub angereicherte feuchte Luft einatmete, dachte ich wehmütig an den klaren blauen Himmel, das warme, trockene Klima und an die Faszination einer weiteren Ausgrabungssaison. In diesem Jahr fand unsere Abreise etwas später statt als üblich, doch diese Verzögerung, die in erster Linie auf Emersons säumiger Fertigstellung seines Buches beruhte, gab mir die Gelegenheit, eine mir am Herzen liegende Sache zu vertreten, und deshalb ging ich beflügelt weiter, meinen unverzichtbaren Sonnenschirm in der einen, meine Ketten in der anderen Hand. Obgleich ich immer die Position einer vehementen Verfechterin des Frauenwahlrechts vertreten hatte, verhinderte mein berufliches Engagement eine aktive Teilnahme an der Frauenbewegung. Nicht daß die Bewegung sonderlich aktiv oder effektiv gewesen wäre. Fast jedes Jahr wurde dem Parlament eine Petition für das Frauenwahlrecht vorgelegt, die letztlich überstimmt, wenn nicht sogar ignoriert wurde. Politiker und Staatsmänner hatten ihre Unterstützung versprochen und sie dann nicht eingehalten.

Seit kurzem wehte allerdings frischer Wind in London. Von einer gewissen Mrs. Emmeline Pankhurst und ihren beiden Töchtern war in Manchester die sozialpolitische Frauenunion gegründet worden. Zu Beginn des Jahres hatten sie – meiner Meinung nach recht sinnvoll – entschieden, die Tätigkeit ihrer Organisation ins Zentrum des politischen Geschehens zu verlagern. Ich hatte Mrs. Pankhurst bei mehreren Gelegenheiten getroffen, jedoch erst, nachdem die entsetzlichen Vorkommnisse vom 23. Oktober tiefste Entrüstung in mir ausgelöst hatten, mit ihr und ihrer Vereinigung sympathisiert. Anlässlich einer friedlichen Demonstration vor dem Parlament zwecks Durchsetzung ihrer Ansichten und Erwartungen hatte man die Frauen gewaltsam aus dieser Bastion männlicher Überheblichkeit entfernt – fortgezerrt, zu Boden geworfen und verhaftet! Miss Sylvia Pankhurst weilte –

gemeinsam mit einigen anderen Gesinnungsgenossinnen – immer noch im Gefängnis. Als ich Wind von der anstehenden Demonstration bekam, beschloß ich, die Inhaftierten und ihre Bewegung zu unterstützen.

Genaugenommen hatte ich mich einer leichten Irreführung schuldig gemacht, als ich Emerson erklärte, daß ich zur Downing Street wollte. Ich befürchtete, daß er mir aus Langeweile oder Sorge um meine Sicherheit folgen könnte. Die sozialpolitische Frauenunion hatte sich nämlich entschieden, vor dem Haus von Mr. Geoffrey Romer in der Charles Street unweit vom Berkeley Square zu demonstrieren.

Neben Mr. Asquith, dem Finanzminister, zählte dieses Individuum zu unseren vehementesten und effizientesten Widersachern im Unterhaus; er war ein charismatischer und eloquenter Redner mit hervorragender humanistischer Bildung und beträchtlichem Privatvermögen. Emerson und mir war einmal das Privileg zuteil geworden, seine erstklassige Sammlung ägyptischer Kunstschatze zu begutachten. Damals hatte ich mich verpflichtet gefühlt, die eine oder andere entsprechende Bemerkung zum Thema Frauenwahlrecht fallenzulassen. Vielleicht waren es aber auch Emersons Kommentare hinsichtlich der Frevelhaftigkeit privater Sammler, die Mr. Romer erzürnt hatten. Jedenfalls hatte man uns nicht wieder eingeladen. Ich freute mich richtig darauf, mich an seinem Gartenzaun anzuketten.

Am Ort des Geschehens traf ich auf einen entsetzlichen Zustand der Desorganisation. Niemand hatte sich am Zaun angekettet. Die Leute standen herum und wirkten betreten; in ein Gespräch vertieft, hatten am Ende der Straße einige Damen ihre Köpfe zusammengesteckt. Augenscheinlich handelte es sich um eine Besprechung des Führungszirkels, denn ich vernahm die vertraute Stimme von Mrs. Pankhurst.

Als ich mich zu ihnen gesellen wollte, bemerkte ich die mir bekannte Erscheinung eines hoch aufgeschossenen jungen Mannes, tadellos gekleidet mit gestreifter Hose, Gehrock und Zylinder. Seine tiefbraune Gesichtshaut und die buschigen dunklen Brauen erinnerten an einen Araber oder Inder, was jedoch beides nicht zutraf. Es handelte sich um meinen Sohn, Walter Peabody Emerson, in weiten Teilen der Welt besser bekannt unter seinem Spitznamen Ramses.

Als er mich sah, unterbrach er sein Gespräch mit der jungen Frau an seiner Seite und begrüßte mich in dem unangenehm schleppenden Tonfall, den er sich während seines auf Einladung von Professor Wilson absolvierten Oxford-Semesters angeeignet hatte. »Guten Tag, Mutter. Du erlaubst, daß ich dir Miss Christabel Pankhurst vorstelle, deren Bekanntschaft du meines Wissens noch nicht gemacht hast?«

Sie war jünger, als ich erwartet hatte – Anfang Zwanzig, wie ich später erfuhr –, und keineswegs unattraktiv. Wohlgeformte, energische Lippen und ein forschender Blick unterstrichen das rundliche, von dunklem Haar umrahmte Gesicht. Als wir uns, die üblichen Begrüßungsfloskeln murmelnd, die Hände schüttelten, überlegte ich, wie – und wann – Ramses sie kennengelernt hatte. Wie sie ihn anlächelte und ihm schöne Augen machte, ließ darauf schließen, daß dies nicht ihre erste Begegnung war. Ramses besitzt eine unselige Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht – vorzugsweise auf

willensstarke Frauen.

»Was machst du denn hier?« wollte ich wissen. »Und wo ist Nefret?«

»Ich weiß nicht, wo sie ist«, sagte Ramses. »Meine ›Schwester‹, um es einmal mit der von dir verlangten Höflichkeitsfloskel zu umschreiben, auch wenn das weder de jure noch aufgrund von Blutsverwandtschaft de facto gerechtfertigt ist ...«

»Ramses«, sagte ich streng. »Komm zur Sache.«

»Ja, Mutter. Da ich den heutigen Nachmittag unerwartet zur freien Verfügung hatte, beschloß ich, an der angekündigten Demonstration teilzunehmen. Du kennst meine Sympathien für die Sache der ...«

»Ja, mein Schatz.« Andere zu unterbrechen ist überaus unhöflich, trotzdem ist es bei Ramses manchmal unerläßlich. Er war zwar nicht mehr so nervtötend langatmig wie früher, dennoch neigte er zu gelegentlichen Rückfällen, insbesondere dann, wenn er etwas vor mir zu verbergen suchte. Also stellte ich diese Frage zugunsten einer anderen vorübergehend zurück.

»Was ist hier eigentlich los?«

»Du kannst deine Ketten einpacken, Mutter«, entgegnete Ramses. »Die Damen haben beschlossen, Streikposten aufzustellen und Mr. Romer eine Petition einzureichen. Miss Pankhurst hat mir erklärt, daß sie in Kürze Transparente verteilen wird.«

»Unfug«, entfuhr es mir. »Wie kommen sie auf die Idee, daß er eine Delegation empfangen wird? Das hat er noch nie getan.«

»Unsere Bewegung hat seit kurzem eine neue Anhängerin, die eine alte Bekanntschaft von Mr. Romer ist«, erklärte Miss Christabel. »Mrs. Markham hat uns versichert, daß er auf ihr Bittgesuch reagieren wird.«

»Wenn sie eine alte Freundin von ihm ist, warum hat sie dann nicht um ein ganz normales Gespräch ersucht, statt eine Aufhetzung dieser ... Ramses, lehn dich nicht an den Zaun. Dein Mantel bekommt sonst Rostflecke.«

»Ja, Mutter.« Ramses richtete sich zu seiner vollen Länge von 1,80 Meter auf. Der Zylinder sorgte für weitere dreißig Zentimeter, und ich mußte zugeben, daß er der Versammlung, die sich fast ausschließlich aus weiblichen Demonstranten zusammensetzte, eine gewisse Ausstrahlung verlieh. Der einzige weitere männliche Teilnehmer, ein exzentrisch ausgestaffiertes Individuum, beobachtete gerade die Diskussion des Führungskomitees. Sein langer, ziemlich verschlissener Samtumhang und der breitkrempige Hut erinnerten mich an einen Charakter aus der Operette von Gilbert und Sullivan, die die Bewegung der Ästhetik und ihre kraftlosen Dichter verspottet. Als mein neugieriger Blick auf ihm ruhte, drehte er sich um und wandte sich mit affektierter, schriller Stimme an die Damen.

»Wer ist dieser Bursche?« fragte ich. »Ich habe ihn noch nie gesehen.«

Ramses, der gelegentlich ein Gespür dafür besitzt, meine Gedanken erraten zu können, fing leise an zu singen. Ich erkannte eines der Musikstücke aus besagter Operette. »›Ein überaus tiefsinniger junger Mann, ein schmachkend blickender Mann, ein ultrapoetischer, superästhetischer, ungewöhnlicher junger Mann.««

Ich mußte lachen. Miss Christabel warf mir einen mißbilligenden Blick zu. »Er ist Mrs. Markhams Bruder und ein vehementer Verfechter unserer Sache. Wenn Sie unseren früheren Zusammenkünften beigewohnt hätten, Mrs. Emerson, wären Ihnen diese Tatsachen bekannt.«

Sie ließ mir nicht die Zeit, ihr zu erwidern, daß man mich zu keiner ihrer früheren Zusammenkünfte eingeladen hatte, sondern marschierte hochnäsiger fort. Ich wußte, daß die junge Dame für ihre Schlagfertigkeit und ihren Sinn für Humor bekannt war. Letzterer schien ihr im Augenblick abhanden gekommen zu sein.

»Ich glaube, sie wollen anfangen«, sagte Ramses.

Nachdem sich eine ziemlich dürftige Prozession aufgereiht hatte, wurden die Transparente verteilt. Meines lautete: »Befreit die Opfer männlicher Unterdrückung!« Einige Schaulustige hatten sich eingefunden. Ein grobschlächtiger Mensch in der ersten Reihe funkelte mich an und rief: »Sie sollten besser zu Hause die Hosen Ihres Mannes waschen!«

Ramses, der mir mit dem Transparent »Frauenwahlrecht SOFORT!« folgte, entgegnete laut und gewitzt: »Ich versichere Ihnen, Sir, die Hosen des Ehemannes dieser Frau brauchen eine Wäsche keineswegs so dringend wie die Ihre.«

Wir schlenderten zum Eingangstor von Romers Haus. Es war verschlossen und wurde von zwei uniformierten, uns argwöhnisch beobachtenden Beamten bewacht. Hinter den gardinenverhangenen Fenstern des Hauses regte sich nichts. Es machte keineswegs den Anschein, als befände sich Mr. Romer in der Stimmung, eine Petition in Empfang zu nehmen.

Als wir unsere Schritte verlangsamten, erschien Miss Christabel und wandte sich an Ramses. »Mr. Emerson«, sagte sie. »Wir zählen auf Sie!«

»Natürlich«, meinte Ramses. »Und in welcher speziellen Hinsicht?«

»Mrs. Markham ist bereit, unsere Petition zum Haus zu bringen. Wir Damen stürzen uns auf den Beamten an der linken Seite des Eingangstores und hindern ihn daran, sie aufzuhalten. Meinen Sie, Sie könnten den anderen Polizisten ablenken?«

Ramses Augenbrauen schossen fragend nach oben. »Ablenken?« wiederholte er.

»Selbstverständlich müssen Sie keine Gewalt anwenden. Lediglich den Weg für Mrs. Markham ebnen.«

»Ich tue mein Bestes«, lautete die Antwort.

»Großartig! Halten Sie sich bereit – sie kommen.«

Das taten sie tatsächlich. Eine weibliche Schlachtfront steuerte Schulter an Schulter auf uns zu. Es waren schätzungsweise zwölf Frauen – offensichtlich der Führungszirkel. Die beiden Damen, die die Prozession anführten, waren groß und kräftig und trugen riesige Holztransparente mit frauenrechtlerischen Parolen. Beinahe verdeckt von ihren Staturen, nahm ich hinter ihnen einen riesigen, geschmackvoll mit Blumen und Federn geschmückten Hut wahr. Konnte die darunter verborgene Gestalt die berühmte Mrs. Markham sein, von der so viel abhing? Der Mann in dem Samtumhang, dessen Gesicht von seiner Hutkrempe verdeckt wurde, marschierte an ihrer Seite. Die einzige mir

bekannte Person war Mrs. Pankhurst, die den Troß begleitete.

Sie mäßigten ihren unerbittlichen Vormarsch weder für die Beamten noch für ihre Sympathisanten; als sie an mir vorbeizogen, sah ich mich gezwungen, hastig einen Schritt zurückzutreten. Als Christabel mit vor Aufregung gerötetem Gesicht »Jetzt« rief, umringten die Demonstranten den völlig überraschten Beamten am linken Torflügel. Ich hörte ein Krachen und einen gellenden Schrei, als eines der Holztransparente auf seinem behelzten Schädel landete.

Sein Kollege brüllte: »Jetzt reicht's!« und wollte zur Verteidigung seines Freundes eilen. Ramses trat vor ihn und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich bitte Sie, bleiben Sie, wo Sie sind, Mr. Jenkins«, sagte er in höflichem Tonfall.

»Oh, aber, Mr. Emerson, was tun Sie denn hier!« entfuhr es dem Beamten kläglich.

»Ihr beiden kennt euch?« wollte ich wissen, obwohl mich das keineswegs überraschte.

Ramses kennt eine ganze Reihe ungewöhnlicher Menschen. Polizeibeamte gehören dabei noch zu den ehrbareren.

»Ja«, sagte Ramses. »Wie geht es Ihrem kleinen Jungen, Jenkins?«

Mit liebenswürdiger Stimme und lockerer Haltung hielt er den unglücklichen Polizisten vor dem Zaun in Schach. Da ich sah, daß Ramses die Sache ganz gut im Griff hatte, wandte ich mich den Damen zu, die möglicherweise meine Unterstützung bei der »Freiheitsberaubung« des anderen Beamten benötigten.

Der Mann lag ausgestreckt am Boden und fingerte an dem Helm, der ihm über die Augen gerutscht war, während das Tor vor dem unaufhaltsamen Vormarsch der Delegation kapitulierte. Angeführt von den beiden Walküren und dem Bohemien, erreichte sie die Haustür.

Ich konnte die Strategie und die militärische Präzision, mit der sie ausgeführt worden war, nur bewundern, dennoch bezweifelte ich, daß die Delegation noch weiter vordrang. Der Klang von Polizeisirenen hing bereits in der Luft; eilende Schritte und Rufe wie »Na, was soll denn das Ganze?« deuteten auf die Ankunft von verstärkter Amtsgewalt hin. Entweder hatte Mrs. Markham gelogen, oder sie war hinter das Licht geführt worden; falls Romer wirklich der Übergabe einer Petition zugestimmt hatte, dann wäre seine hinterhältige Taktik doch gar nicht erforderlich gewesen. Die Tür zu seinem Anwesen blieb natürlich weiterhin verschlossen, und Romer schien seinen Butler auch nicht anzuweisen, diese zu öffnen.

Während ich diesem Gedanken nachhing, wurde das Eingangsportal geöffnet. Ich erhaschte einen Blick auf ein blasses, erstauntes Gesicht, das ich für das des Butlers hielt, bis es von den eindringenden Massen verdeckt wurde. Sie drängelten sich ins Hausinnere, dann wurde die Tür zugeschlagen.

Auf der Straße gestaltete sich die Sachlage weniger positiv. Ein halbes Dutzend uniformierter Männer eilte zur Rettung des geschundenen Kollegen. Gewaltsam zerrten sie die Damen fort, wobei sie tatsächlich einige zu Boden stießen. Mit einem Aufschrei der Empörung erhob ich meinen Sonnenschirm und wäre ihnen zu Hilfe geeilt, wenn mich nicht eine respektvolle, aber trotzdem feste Umklammerung davon abgehalten hätte.

»Ramses, laß mich sofort los«, zischte ich.

»Warte, Mutter ... ich habe Vater versprochen ...« Er streckte seinen Fuß vor und brachte den Polizeibeamten, der sich von hinten genähert hatte, mit einem überraschten Aufschrei zu Fall.

»Ach, das hast du deinem Vater versprochen? Verflucht!« rief ich. Doch Frustration und Ramses' Druck auf meinen Rippenbogen verhinderten weitere Äußerungen.

Der von Ramses zu Fall gebrachte Polizist rappelte sich langsam auf. »Sie sollten in der Hölle schmoren«, knurrte er. »Ach, Sie sind das, Mr. Emerson? In Ihrem feinen Anzug hatte ich Sie gar nicht erkannt.«

»Würden Sie sich bitte um meine Mutter kümmern, Mr. Skuggins?« Ramses ließ mich los und half statt dessen einigen gefallenen Damen auf. »Also wirklich, meine Herren«, bemerkte er in überaus mißbilligendem Ton, »das ist kein Benehmen für einen Engländer. Schämen Sie sich!«

Daraufhin trat vorübergehend Ruhe ein. Die uniformierten Männer scharrten verlegen mit den Füßen und wirkten verunsichert, während die Damen ihre Garderobe richteten und die Beamten mit Blicken durchbohrten. Es überraschte mich, Mrs. Pankhurst und ihre Tochter unter ihnen zu sehen, da ich angenommen hatte, daß sie gemeinsam mit den anderen Delegationsführern das Haus gestürmt hätten.

Dann räusperte sich einer der Polizisten. »Das ist alles gut und schön, Mr. Emerson, Sir, aber was ist mit Mr. Romer? Diese Damen wollten sich ihren Weg in sein Haus erkämpfen ...«

»Eine unbewiesene Vermutung, Mr. Murdle«, sagte Ramses. »Ein Kampf war nicht erforderlich. Die Tür wurde von Mr. Romers Bedienstetem geöffnet.«

In diesem strategischen Augenblick öffnete sich die Tür erneut. Es bestand kein Zweifel an der Identität des auf der Schwelle stehenden Mannes. Aus dem Hintergrund schimmerte das Licht auf sein silbernes Haupt- und Barthaar. Und ebenso unverwechselbar wie seine Erscheinung war die sonore Stimme, die ihm den Ruf eines der begnadetsten Redner Englands eingebracht hatte.

»Meine Herren, Damen und ... äh, ich bitte ... um Ihre Aufmerksamkeit. Unter der Bedingung, daß Sie sich friedlich und unverzüglich von meinem Anwesen entfernen, erkläre ich mich einverstanden, mir die Petition meiner alten Freundin Mrs. Markham anzuhören. Wachtmeister, kümmern Sie sich darum, daß Ihre Männer wieder ihre Arbeit aufnehmen.«

Bevor die Tür mit einem entschiedenen Knall ins Schloß fiel, nahm ich hinter ihm noch einen mit Blumen überladenen Hut wahr.

Mrs. Pankhurst durchbrach als erste das Schweigen. »Also dann«, sagte sie triumphierend. »Habe ich euch nicht gesagt, daß Mrs. Markham Erfolg haben würde? Kommen Sie, meine Damen, wir wollen in allen Ehren den Abzug antreten.«

Und das taten sie auch. Die aufgrund des zivilisierten Ausgangs enttäuschte Menge folgte ihrem Beispiel, und schließlich blieben nur noch mein Sohn, ich und ein einsamer Polizist übrig, der die verbogenen Eingangstore zuzog und dann erneut Posten davor bezog.

»Sollen wir gehen, Mutter?« Ramses nahm meinen Arm.

»Hmmm«, machte ich.

»Wie bitte?«

»Hast du irgend etwas Ungewöhnliches bemerkt hinsichtlich ...«

»Hinsichtlich was?«

Ich beschloß, meine merkwürdige Eingebung für mich zu behalten. Wenn Ramses nichts Ungewöhnliches bemerkt hatte, hatte ich mich vermutlich geirrt.

Ich hätte es besser wissen sollen. Ich irre mich nur selten. Mein einziger Trost für dieses Versäumnis ist die Tatsache, daß mir die Polizei mit Sicherheit nicht geglaubt hätte, selbst wenn ich Ramses auf meiner Seite gewußt hätte. Die zur Überzeugung der Behörden benötigte Zeitspanne hätte ohnehin dazu geführt, daß das Verbrechen längst verübt worden wäre.

Als wir unser Haus erreichten, war es bereits dunkel, und es regnete leicht. Gargery hatte nach mir Ausschau gehalten; er riß die Tür noch vor meinem Läuten auf und verkündete in anklagendem Ton, daß der Rest der Familie in der Bibliothek auf uns wartete.

»Oh, kommen wir zu spät zum Tee?« fragte ich, während ich ihm meinen Schirm, Umhang und Hut reichte.

»Ja, Madam. Der Professor wirkt ziemlich aufgelöst. Hätten wir gewußt, daß Mr. Ramses bei Ihnen ist, hätten wir uns keine Sorgen gemacht.«

»Verzeihen Sie mein Versäumnis, Sie nicht informiert zu haben«, sagte Ramses und legte seinen Hut auf den Stapel in Gargerys Armen.

Falls das sarkastisch gemeint gewesen war, erzielte es bei Gargery keine Wirkung. Er hatte an einigen unserer kleinen Abenteuer teilgehabt und sie überaus genossen. Jetzt glaubte er, für uns verantwortlich zu sein, und schmolte, wenn wir ihn über unsere Aktivitäten nicht in Kenntnis setzten. Ein eingeschnappter Butler ist eine verfluchte Plage, aber meiner Ansicht nach war diese Unannehmlichkeit ein geringer Preis für seine Loyalität und Treue.

Ohne uns vorher umzukleiden, traten wir aufgrund von Gargerys verstohlenem Hinweis unverzüglich ein und fanden die anderen um den Tisch versammelt vor. Murrend begrüßte mich mein geschätzter Ehemann. »Du kommst verdammt spät, Peabody. Was hat dich aufgehalten?«

Niemand von uns wartet gern auf verspätete Familienmitglieder, deshalb hatte Nefret bereits zur Teekanne gegriffen. Sie trug eines ihrer bestickten ägyptischen Gewänder, die sie in ihrer Freizeit bevorzugt, und hatte ihr rotgoldenes Haar mit einem Band zurückgebunden.

Genaugenommen war sie weder unsere Adoptivtochter noch ein Pflegekind, da sie im vergangenen Jahr volljährig geworden war und – dank dem Drängen meines geliebten Emerson auf die Rechte dieser jungen Frau – jetzt das von ihrem Großvater ererbte Vermögen verwaltete. Sie hatte keine weiteren Anverwandten, und Emerson und ich liebten sie wie unsere eigene Tochter. Im Alter von dreizehn Jahren hatten wir sie aus einer entlegenen nubischen Oase gerettet, wo sie seit ihrer Geburt gelebt hatte, und es

war ihr nicht leichtgefallen, sich den Konventionen eines modernen England anzupassen. Es war auch nicht einfach für mich gewesen. Manchmal fragte ich mich, warum der Himmel mich mit zwei der schwierigsten Kinder gesegnet hatte, die sich eine Mutter nur vorstellen kann. Ramses hätte seit frühester Kindheit wirklich jeder Mutter den letzten Nerv rauben können; in mancher Hinsicht verhielt er sich erschreckend frühreif, manchmal allerdings auch unglaublich normal. (Zum Normalverhalten eines Jungen zähle ich jede Menge Schmutz und die völlige Nichtbeachtung der eigenen Sicherheit.) Als ich schon hoffte, ich hätte Ramses aus dem Größten heraus, kam Nefret dazu – außergewöhnlich hübsch, überaus intelligent und absolut kritisch gegenüber den Konventionen der Zivilisation. Von einem Mädchen, das in einer Kultur Hohepriesterin der Isis gewesen war, deren Anhänger sich nur dürftig bekleideten, durfte man einfach nicht erwarten, daß sie sich fügsam in ein Korsett stecken ließ.

Im Vergleich zu diesen beiden war der dritte junge Anwesende bei Tisch ein erfreulicher Lichtblick. Ein oberflächlicher Betrachter hätte ihn und Ramses für nahe Verwandte halten können; er hatte eine identisch dunkle Hautfarbe, schwarze Locken und die gleichen, von langen Wimpern umrahmten dunklen Augen. Allerdings war ihre Ähnlichkeit rein zufällig; David war der Enkel unseres Vormannes Abdullah, darüber hinaus Ramses' bester Freund und, seitdem er bei Emersons Bruder lebte, ein wichtiges Bindeglied unserer Familie. Er war kein großer Redner, was vermutlich auch daran lag, daß es schwierig war, in unserem Kreis zu Wort zu kommen. Mit einem liebenswürdigen Lächeln zog er mir einen Schemel für meine Füße heran und stellte mir eine Tasse Tee und einen Teller belegte Brote auf den kleinen Tisch neben mir.

»Du siehst müde aus«, sagte ich, während ich ihn musterte. »Hast du bei künstlichem Licht an den Zeichnungen für den Band über den Tempel von Luxor gearbeitet? Ich habe dir schon wiederholt erklärt, daß du nicht ...«

»Hör mit diesem Blödsinn auf«, schnaubte Emerson. »Du willst doch nur, daß er sich krank fühlt, damit du ihn mit einem deiner widerlichen Heilmittel kurieren kannst. Trink deinen Tee.«

»Das werde ich augenblicklich tun, Emerson. Aber David sollte trotzdem nicht ...«

»Er wollte damit fertig werden, bevor wir nach Ägypten aufbrechen«, sagte Nefret. »Mach dir keine Sorgen um sein Augenlicht, Tante Amelia. Den letzten Untersuchungsergebnissen zufolge schadet das Lesen bei elektrischem Licht der Sehfähigkeit nicht.«

Sie sprach mit einer Autorität, die, wie ich zugeben mußte, aufgrund ihres Medizinstudiums gerechtfertigt war. Eine solche Ausbildung zu erwerben war ein Kampf für sich gewesen. Trotz des heftigen Widerstands der (Männern vorbehaltenen) medizinischen Fakultät hatte die Londoner Universität schließlich auch Frauen ihre Pforten geöffnet, doch die meisten Hochschulen sträubten sich nach wie vor, und das Problem, praktische Erfahrungen im Klinikbereich zu sammeln, gestaltete sich beinahe ebenso schwierig wie noch vor hundert Jahren. Mit der Unterstützung der engagierten Damen, die in London eine medizinische Akademie für Frauen gegründet und einige

Krankenhäuser gezwungen hatten, weibliche Studenten auf ihren Stationen und in den Labors aufzunehmen, war es Nefret dennoch gelungen. Sie hatte beiläufig davon gesprochen, ihr Studium in Frankreich oder der Schweiz fortzusetzen, wo man (so seltsam das für einen Briten auch klingen mag) gegenüber weiblichen Medizinern wesentlich vorurteilsfreier war. Trotzdem glaube ich, daß sie uns nur ungern verließ; sie verehrte Emerson, der wie Wachs in ihren Händen war, und sie und Ramses waren wie Bruder und Schwester. Soll heißen, sie verstanden sich prächtig, solange sie nicht aufeinander losgingen.

»Warum trägst du eigentlich diese albernsten Klamotten?« wollte sie jetzt wissen und musterte Ramses' elegante Erscheinung mit unverhohlener Erheiterung. »Sag's nicht, laß mich raten. Miss Christabel Pankhurst war da.«

»Das mußt du nicht raten«, erwiderte Ramses. »Das hast du doch gewußt.«

»Was hat Miss Christabel denn mit Ramses' Garderobe zu tun?« bohrte ich mißtrauisch. Mein Sohn wandte sich mir zu. »Das war Nefrets mißlungener Versuch eines Scherzes.«

»Haha!« meinte Nefret. »Ich versichere dir, mein lieber Junge, daß der Spaß irgendwann aufhört, wenn du dem Mädchen weiterhin Hoffnungen machst. Männern scheint ein solches Eroberungsverhalten zu gefallen, aber sie ist eine überaus willensstarke junge Frau, die du nicht so leicht los wirst wie die anderen.«

»Gütiger Himmel!« entfuhr es mir. »Welche anderen?«

»Ein weiterer Scherz«, sagte Ramses und erhob sich hastig. »David, komm mit und leiste mir Gesellschaft, während ich mich umziehe. Wir müssen miteinander reden.«

»Über Christabel«, murmelte Nefret in zuckersüßem Ton.

Ramses befand sich bereits auf halbem Wege zur Tür. Dieser letzte »Scherz« war zuviel für ihn; er blieb stehen und drehte sich um. »Wärest du bei der Demonstration gewesen«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »hättest du dir selbst ein Bild von meinem Verhalten machen können. Eigentlich bin ich davon ausgegangen, daß du teilnehmen würdest.«

Nefrets Lächeln verschwand. »Ah – man bot mir die Gelegenheit, an einer interessanten Präparation teilzunehmen.«

»Heute nachmittag warst du gar nicht im Krankenhaus.«

»Woher zum Teufel ...« Sie warf mir einen Blick zu und nagte an ihrer Unterlippe. »Nein. Ich habe einen Spaziergang gemacht. Mit einem Freund.«

»Wie schön«, sagte ich. »Das erklärt deine gesunde Gesichtsfarbe.

Frische Luft und Sport! Es gibt nichts Sinnvolleres.«

Ramses drehte sich auf dem Absatz um und stolzierte, gefolgt von David, aus dem Zimmer.

Als wir uns zum Abendessen einfanden, hatten sich die beiden wieder versöhnt. Wie nach Streitereien üblich, verhielt sich Nefret gegenüber Ramses ganz besonders reizend.

Ramses war überaus wortkarg, was nur selten vorkommt. Er überließ mir die Beschreibung der Demonstration, was ich mit der mir eigenen Lebendigkeit und Ironie übernahm. Allerdings war es mir nicht vergönnt, meine Ausführungen zu beenden, da

Emerson meine kleinen Anflüge von Humor nicht immer schätzt.

»Vollkommen ehrlos und pöbelhaft«, knurrte er. »Beamten Transparente auf den Kopf zu schmettern und dann auch noch gewaltsam in das Haus eines unbescholtenen Bürgers einzudringen! Romer ist zwar zweifelsfrei ein Arschloch, aber ich kann nicht glauben, daß ein solches Verhalten eurer Sache dient, Amelia.«

Taktvolle Überzeugungsarbeit ist wesentlich effektiver.«

»Gerade du mußt mir mit Taktgefühl kommen, Emerson«, erwiderte ich ungehalten. »Wer war denn im letzten Frühjahr so taktlos, zwei Polizisten zusammenschlagen? Wer war denn derjenige, dessen taktlose Bemerkungen gegenüber dem Direktor der Antikenverwaltung dazu führten, daß wir keine weitere Genehmigung für Exkavationen im Tal der Könige erhielten? Wer war denn ...«

Emersons blaue Augen hatten sich zu Schlitzeln verengt, und seine Wangen liefen rot an. Er schnappte nach Luft. Bevor er sich äußern konnte, sprachen Gargery, Nefret und David gleichzeitig.

»Noch etwas Minzsauce, Sir?«

»Macht die Geschichte Fortschritte, Professor?«

Nefret richtete ihre Frage an mich und nicht an Emerson. »Wann erwarten wir eigentlich Tante Evelyn, Onkel Walter und die kleine Amelia? Morgen oder übermorgen?«

Emerson gab seufzend auf, und ich erwiderte ruhig: »Übermorgen, Nefret. Aber vergeßt nicht, daß ihr sie unter gar keinen Umständen als ›kleine Amelia‹ bezeichnen dürft.«

Ramses lachte selten, doch jetzt hellte sich sein Gesichtsausdruck etwas auf. Er mochte seine jüngere Cousine sehr. »Das wird schwierig werden. Sie ist so ein liebes, kleines Mädchen, und die Verniedlichung paßt einfach zu ihr.«

»Sie beklagt sich, daß zwei Amelias in einer Familie zur Verwirrung führen«, erklärte ich.

»Allerdings, so vermute ich, stört sie die Tatsache, daß dein Vater mich lediglich dann Amelia nennt, wenn er verärgert über mich ist. Normalerweise verwendet er meinen Mädchennamen als Beweis für seine Anerkennung und – äh – Zuneigung. Also, Emerson, starr mich nicht so an, du weißt doch, daß das stimmt; ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie das arme Kind zusammenschreckt, wenn du ›Verflucht, Amelia!‹ brüllst.«

Erneut schaltete sich Nefret ein, um einen verärgerten Kommentar Emersons zu verhindern. »Ist es eigentlich beschlossene Sache, daß sie dieses Jahr mit uns nach Ägypten reist?«

»Mit Davids Unterstützung ist es ihr gelungen, ihre Eltern darauf einzustimmen. Evelyn hat mir gestanden, daß seine Überzeugungsarbeit einfach unwiderstehlich war.«
Leicht errötend senkte David den Kopf.

»Sie ist die einzige von ihren Kindern, die sich für die Ägyptologie interessiert«, fuhr ich fort. »Es wäre eine Schande, wenn man dieses Interesse nicht förderte, nur weil sie ein Mädchen ist.«

»Aha, so hast du sie also rumgekriegt«, sagte Ramses, während sein Blick von mir zu seinem verstummten Freund schweifte. »Tante Evelyn findet dieses Argument mit Sicherheit stichhaltig. Aber Melia – Lia – ist noch sehr jung.«

»Sie ist nur zwei Jahre jünger als du, Ramses, und du bist seit deinem siebten Lebensjahr mit uns nach Ägypten gereist.«

Im Zuge der von mir so geliebten familiären Zwistigkeiten hatte ich meine seltsame Vorahnung vergessen. Wenn ich doch nur gespürt hätte, daß Nemesis bereits seine Fühler nach uns ausstreckte. In der Tat beschloß er exakt in diesem Augenblick, unsere Türglocke zu läuten.

Wir wollten uns gerade vom Tisch erheben, als Gargery das Speisezimmer betrat. Noch bevor er irgend etwas äußerte, signalisierte mir sein mißfalliger Gesichtsausdruck, daß er über irgend etwas verstimmt war.

»Da ist jemand von der Polizei, der Sie sprechen möchte, Mrs. Emerson. Ich teilte ihm mit, daß Sie niemanden empfangen, aber er blieb hartnäckig.«

»Mrs. Emerson?« wiederholte mein Gatte. »Mich nicht?«

»Nein, Sir. Er hat ausdrücklich nach Mrs. Emerson und Mr. Ramses gefragt.«

»Verflucht!« Emerson sprang auf. »Es muß irgend etwas mit eurer heutigen Demonstration zu tun haben. Ramses, ich habe dir doch gesagt, daß du sie bremsen solltest!«

»Ich versichere dir, Vater, daß nichts Ungewöhnliches passiert ist«, erwiderte Ramses.

»Wo ist der Herr, Gargery?«

»In der Bibliothek, Sir. Dort empfangen Sie doch normalerweise Polizeibeamte, dachte ich mir.«

Emerson eilte voraus, und wir anderen folgten ihm.

Der Beamte, der uns erwartete, war kein uniformierter Polizist, sondern ein großer, kräftiger Mann in Abendgarderobe. Emerson blieb schlagartig stehen. »Gütiger Himmel!« entfuhr es ihm. »Es ist schlimmer, als ich befürchtete. Was hast du angestellt, Amelia, daß dir ein Kommissar vom Scotland Yard die Ehre eines Besuchs erweist?«

Es handelte sich tatsächlich um Sir Reginald Arbuthnot, dem wir sowohl gesellschaftlich als auch beruflich sehr verbunden waren. Er beeilte sich, meinen aufgebrachtten Gatten zu beruhigen. »Mrs. Emersons Aussage wird gewünscht und die Ihres Sohnes, Professor. Die Angelegenheit ist von gewisser Dringlichkeit, sonst hätte ich Sie nicht zu solch später Stunde aufgesucht.«

Emerson runzelte die Stirn. »Es sollte wirklich verflucht dringlich sein, Arbuthnot. Nichts Geringeres als kaltblütiger Mord könnte entschuldigen ...«

»Also, Emerson, du bist unhöflich«, sagte ich. »Es war doch nett von Sir Reginald, selbst vorbeizukommen, statt uns in sein Büro zu bestellen. Allein von seiner Erscheinung hättest du ableiten müssen, daß auch er von einer Abendgesellschaft oder einem gesellschaftlichen Ereignis wegbeordert wurde, was sicherlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Sache nicht so ernst aussähe. Wir wollten gerade unseren Kaffee einnehmen, Sir Reginald; wollen Sie sich nicht einen Stuhl nehmen und sich zu uns gesellen?«

»Vielen Dank, Mrs. Emerson, aber ich stehe unter ziemlichem Zeitdruck. Wenn Sie mir sagen könnten...«